

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Nicholas Stargardt
Der deutsche Krieg
1939–1945

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort	7
Dramatis personae	12
Einleitung	14
I Die Rechtfertigung des Angriffs	
1 Unwillkommener Krieg	41
2 Schulterchluss	75
3 Extreme Maßnahmen	96
II Die Herren Europas	
4 Ausbruch	121
5 Gewinner und Verlierer	159
III Der Schatten von 1812	
6 Der deutsche Kreuzzug	197
7 Die erste Niederlage	247
IV Patt	
8 Ein offenes Geheimnis	285
9 Durch ganz Europa	324
10 An die Toten schreiben	366

V Der Krieg erreicht die Heimat

11	Bomben und Vergeltung	411
12	»Durchhalten«	456
13	Gezählte Tage	498

VI Totale Niederlage

14	Verschancen	533
15	Zusammenbruch	571
16	Endkampf	616

	Epilog: Jenseits des Abgrunds	643
--	-------------------------------	-----

Anhang

	Anmerkungen	675
	Bibliographie	763
	Abkürzungen	809
	Kartenverzeichnis	811
	Abbildungsnachweise	812
	Register	814

Vorwort

Dieses Buch ist das Ergebnis eines mehr als 20 Jahre währenden Versuchs, das Erleben der Menschen in Deutschland und den von Deutschen besetzten Ländern während des Zweiten Weltkriegs zu verstehen. Es ist ein Buch, das ich ursprünglich gar nicht geplant hatte. Nachdem ich 2005 die Arbeit an »Kinder in Hitlers Krieg« beendet hatte, versprach ich mir und allen, die es hören wollten, dass ich nie wieder über Kinder, den Holocaust oder Deutschland während des Nationalsozialismus schreiben würde. Was als kurzes Essay über die Frage begann, wofür Deutsche damals kämpften – etwas, was nach meinem Dafürhalten noch gesagt werden musste, bevor ich mich anderen Dingen zuwenden konnte –, nahm 2006/2007 während eines Forschungsaufenthalts an der Freien Universität Berlin erheblich umfangreichere Formen an.

Zwischen beiden Büchern gibt es manche Kontinuität, vor allem mein Interesse, die subjektiven Dimensionen der Gesellschaftsgeschichte anhand zeitgenössischer Dokumente zu erforschen, um herauszufinden, wie Menschen Ereignisse beurteilten und verstanden, während diese geschahen und noch bevor sie deren Ausgang kannten. Es gibt jedoch auch eindeutige Unterschiede. In »Kinder in Hitlers Krieg« wollte ich mich in erster Linie mit Kindern als eigenständigen gesellschaftlichen Akteuren befassen und die unvereinbaren Sichtweisen von Kindern gegenüberstellen, die durch Krieg und rassistische Verfolgung in Sieger und Besiegte gespalten waren. Das vorliegende Buch widmet sich einem anderen Problem: Es will Ängste und Hoffnungen der breiten Gesellschaft aufdecken, um zu verstehen, wie Deutsche diesen Krieg vor sich selbst rechtfertigten. Zur Beantwortung dieser Frage habe ich mich sowohl um eine gewisse Breite als auch um Tiefe bemüht: Für Breite sorgen »Makro«-Meinungsbilder, erstellt von Berichterstattern, die für das nationalsozialistische Regime Gespräche in der Öffentlichkeit belauschten, und von Zen-

soren, die Feldpostbriefe in Stichproben untersuchten; für Tiefe sorgen zeitgenössische Dokumente einzelner Personen unterschiedlicher Herkunft, anhand deren sich nachvollziehen lässt, wie die persönlichen Hoffnungen und Pläne mit den wechselnden Kriegserlebnissen verflochten waren. Durch diese Herangehensweise stehen die Stimmen der Opfer zwar weniger im Vordergrund als in »Kinder in Hitlers Krieg«, fehlen aber nie: Ohne ihre kontrastierende Deutung wüssten wir nicht, wie unterschiedlich – und häufig ichzentriert – Deutsche ihre Wahrnehmung des Krieges formten.

Ein wesentlicher Bestandteil dieses Buches sind Sammlungen von Briefen, die Liebespaare, enge Freunde, Eltern und Kinder sowie Eheleute einander schrieben. Viele Historiker haben solche Quellen genutzt, allerdings häufig zu anderen Zwecken. So besitzt die Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart eine berühmte Sammlung von 25 000 Briefen, die von Reinhold Sterz zusammengetragen wurden. Leider sind diese Dokumente chronologisch und nicht nach Verfasser katalogisiert, so dass sich nicht ohne weiteres überprüfen lässt, ob die Briefschreiber über längere Zeit an ihren Überzeugungen festgehalten haben. Meine Auswahl war vom umgekehrten Prinzip bestimmt: Ich wollte Briefsammlungen lesen, in denen beide Seiten der Korrespondenz erhalten geblieben sind und die sich mindestens über einige Jahre erstreckten, um nachvollziehen zu können, wie sich die persönlichen Beziehungen zwischen den Briefschreibern – ihre Hauptgründe, überhaupt zu schreiben – im Laufe des Krieges entwickelt und verändert hatten. Denn das ermöglicht es, die privaten Prismen genauer zu rekonstruieren, durch die sich die individuelle Wahrnehmung größerer Ereignisse jeweils brach. Über die Anwendung dieser Forschungsmethode, die Historiker in Bezug auf den Ersten Weltkrieg seit den neunziger Jahren entwickelt haben, konnte ich viel von Christa Hämmerle lernen.

Ich hatte das besondere Glück, Einblick in Walter Kempowskis Privatarchiv zu bekommen, als er noch lebte, und denke gern an die Großzügigkeit zurück, mit der Walter und Hildegard Kempowski mich bei sich in Natum willkommen heißen haben. Heute befindet sich das Archiv in der Akademie der Künste in Berlin. Beim Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen zeigte sich Gerhard Seitz ebenso hilfsbereit wie Irina Renz in der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart. Zugang zu Quellen von unschätzbarem Wert ermöglichten mir Andreas Michaelis

im Deutschen Historischen Museum in Berlin, Veit Didczuneit und Thomas Jander im Feldpostarchiv des Museums für Kommunikation Berlin und im Bundesarchiv sowie Christiane Botzet im Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg. Klaus Baum und Konrad Schulz stellten mir im Archiv von »Jehovas Zeugen in Deutschland« in Selters im Taunus Kopien der letzten Briefe zur Verfügung, die Glaubensbrüder vor ihrer Hinrichtung wegen Kriegsdienstverweigerung geschrieben hatten. Alexander von Plato vom Institut für Geschichte und Biographie in Lüdenscheid machte mir eine große Sammlung mit Kriegserinnerungen von Schulkindern zugänglich, die Anfang der fünfziger Jahre entstanden und im Wilhelm-Roeßler-Archiv aufbewahrt werden. Zu danken habe ich auch Li Gerhalter und Günter Müller, die mir Material aus der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen und der Sammlung Frauennachlässe der Universität Wien zur Verfügung stellten. Mein besonderer Dank gilt Jacques Schuhmacher für seine unermüdliche Bereitschaft, mir in vielen Stadien dieser Recherchen nach Kräften zu helfen. Für die finanzielle Unterstützung dieser Forschungen danke ich der Alexander von Humboldt-Stiftung und dem Leverhulme Trust.

Ein Name verleiht seinem Träger eine menschliche Identität, und das Unmenschliche im Zweiten Weltkrieg beginnt oft mit dem Verlust des eigenen Namens. Leider können in diesem Buch die Namen nicht immer genannt werden. Manche Personen, von denen berichtet wird, werden nur in offiziellen Archivakten erwähnt – wie etwa die Jugendlichen, die sich in den Erziehungsheimen oder den Tötungsanstalten der Psychiatrie befanden. In solchen Fällen habe ich die Personen anonymisiert, indem ich die Nachnamen abgekürzt habe. Einige wenige Personen werden mit einem Pseudonym bezeichnet, da ihre Geschichten sich durch das gesamte Buch ziehen und es für den Leser leichter ist, diesen Geschichten zu folgen, wenn die Menschen einen vollständigen Namen erhalten. Nur in den Anmerkungen sind diese Namen abgekürzt, um deutlich zu machen, dass der im Text verwendete Name ein Pseudonym ist.

Während des Nationalsozialismus wurden viele Begriffe geprägt, die man heute nur noch in Anführungszeichen verwendet, um sich von deren damaliger Bedeutung zu distanzieren. Das gilt vor allem für seinerzeit gängige herabsetzende, diskriminierende, rassistische und antisemitische Begriffe, aber auch für sonstige ideologisch besetzte Bezeichnungen wie das »Dritte Reich« bzw. das »Altreich« oder den »Führer«. Da diese

und andere Begriffe im Text sehr häufig vorkommen, werden hier die distanzierenden Anführungszeichen nur bei der Erstnennung gesetzt, nicht nur um den Lesefluss zu erhalten, sondern auch um die damaligen Denkmuster der Deutschen möglichst präsent werden zu lassen. Orte in den besetzten osteuropäischen Ländern, aber auch im Elsass und anderen zeitweilig zu Deutschland gehörigen oder annektierten Gebieten werden mit den in Deutschland damals verwendeten Namen bezeichnet. Es gibt einige Ausnahmen, so Łódź, da der 1940 eingeführte deutsche Name Litzmannstadt sehr ungebräuchlich ist. Orte wie etwa Sankt Petersburg (von 1924 bis 1991 Leningrad) in der damaligen Sowjetunion, deren Namen inzwischen zurückgeändert wurden, werden mit dem während des Zweiten Weltkriegs geltenden Namen genannt. Im Register finden sich für alle Orte auch die heute üblichen Namen.

Die intellektuelle Dankeschuld, die ich in der langen Zeit des Arbeitens an diesem Buch bei vielen Menschen angehäuft habe, ist zu groß, als dass ich ihr an dieser Stelle gerecht werden könnte. In den Jahren 2006/2007 war mir Jürgen Kocka in Berlin ein wunderbarer Gastgeber, und viele andere haben dazu beigetragen, dass mein Aufenthalt in Deutschland eine denkwürdige und fruchtbare Zeit war. Zahlreiche Freunde und Kollegen haben mich auf meinem Weg ermutigt, mich an ihren Ideen und Forschungsergebnissen teilhaben lassen und mir den äußerst lebendigen Eindruck vermittelt, dass Geschichtsschreibung ein kollektives Bestreben ist. Unter meinen wunderbaren Kollegen im Fachbereich Geschichte und am Magdalen College in Oxford danke ich besonders Paul Betts, Laurence Brockliss, Jane Caplan, Martin Conway, Robert Gildea, Ruth Harris, Matt Houlbrook, Jane Humphries, John Nightingale, Sian Pooley und Chris Wickham.

Beim S. Fischer Verlag hatte ich den großen Vorzug, mit Tanja Hommen, die das Lektorat besorgte, und mit Nina und Peter Sillem zusammenzuarbeiten. Ulrike Bischoff schaffte es bei der Übersetzung, Sorgfalt und Genauigkeit mit Schnelligkeit zu vereinbaren. Ihnen allen danke ich für die erfreuliche Zusammenarbeit. Clare Alexander und Sally Riley bei Aitken-Alexander waren durchgängig die guten Feen, die ihren Rat und ihr Wissen mit mir immer wieder geteilt haben. Es war für mich ein großes Glück.

Ohne die großzügige geistige und praktische Unterstützung vieler Freunde wäre dieses Buch vermutlich gar nicht zustande gekommen.

Paul Betts, Tom Brodie, Stefan Ludwig Hoffmann, Ian Kershaw, Mark Roseman, Jacques Schuhmacher, Jon Waterlow und Bernd Weisbrod unterbrachen ihre eigene Arbeit, um das gesamte Manuskript für mich zu lesen. Jedem von ihnen gilt mein Dank, weil sie mir wertvolle Anregungen gegeben, mir ihre eigenen Forschungsergebnisse zugänglich gemacht und mich – zumindest vor einigen – historischen Schnitzern bewahrt haben. Ruth Harris und Lyndal Roper lasen das gesamte Manuskript zweimal und haben ihm somit ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. In jedem Stadium dieses Buchprojekts hat Lyndal die Schlüsselideen, die ich zu formulieren versuchte, mit mir diskutiert. Dafür kann ich ihr gar nicht genug danken.

Oxford, 3. Juni 2015

Einleitung

Der Zweite Weltkrieg war mehr als jeder andere ein deutscher Krieg. Das nationalsozialistische Regime machte aus dem von ihm begonnenen Konflikt den grauenvollsten Krieg der europäischen Geschichte und griff bereits lange bevor es im besetzten Polen die ersten Gaskammern errichtete, zu Methoden des Völkermords. Einzigartig war das »Dritte Reich« auch insofern, als es 1945 seine eigene »totale Niederlage« betrieb und dabei die gesamten moralischen und physischen Reserven der deutschen Gesellschaft komplett erschöpfte. Selbst die Japaner kämpften nicht bis an die Tore des Kaiserpalastes in Tokio, während die Deutschen sogar noch die Reichskanzlei in Berlin verteidigten. Um einen Krieg dieses Ausmaßes zu führen, mussten die Nationalsozialisten in einem Maße die Gesellschaft mobilisieren und den Einzelnen einbinden, das weitaus tiefer reichte als alles, was sie in der Vorkriegszeit zu erreichen versucht hatten. Aber 70 Jahre nach dem Ende des Krieges wissen wir noch immer nicht – trotz ganzer Bibliotheken voller Bücher über seine Entstehung, Verlauf und Gräueltat –, wofür die Deutschen zu kämpfen glaubten und wie sie es schafften, diesen Krieg bis zum bitteren Ende fortzuführen. In diesem Buch geht es darum, wie die deutsche Bevölkerung diesen Krieg erlebte, aushielt und mitrug.¹

Mit dem allmählichen Aussterben der Zeitzeugen verliert der Zweite Weltkrieg nicht etwa an Bedeutung, sondern beschäftigt die Öffentlichkeit mehr denn je. Das gilt nirgendwo mehr als in Deutschland, wo es in den vergangenen 15 Jahren eine Flut von Filmen, Dokumentationen, Ausstellungen und Büchern gegeben hat. Sowohl in wissenschaftlichen als auch in populären Darstellungen herrscht jedoch tendenziell eine grundlegende Spaltung in der Wahrnehmung dieses Konflikts: Sie sehen die Deutschen entweder als Opfer oder als Täter. In den vergangenen zehn Jahren stand vor allem die Opfererzählung im Vordergrund, da In-

terviewter sich darauf konzentrierten, die verschütteten Erinnerungen von Zivilisten auszugraben, welche die Flächenbombardements deutscher Städte durch die Royal Airforce und die United States Army Airforces, die massenhafte Flucht vor der Roten Armee und die so häufig folgenden Morde und Vergewaltigungen miterlebt hatten. Viele der älteren Deutschen, die von ihren schmerzlichsten Erlebnissen erzählten, wollten einfach nur gehört werden und ihre Erinnerungen hinterlassen. Die Medien rückten das Leiden der deutschen Zivilbevölkerung während des Krieges in den Mittelpunkt des heutigen Interesses und konzentrierten sich auf Schlafentzug, Angstattacken und wiederkehrende Albträume. Es bildeten sich Gruppen selbsternannter »Kriegskinder«, und überall ordneten Kommentatoren solche Erlebnisse unter den Oberbegriff »Trauma« oder »Kollektivtrauma« ein. Aber der Traumabegriff betont tendenziell die Passivität und Unschuld der Opfer und hat einen stark moralischen Beiklang: In den achtziger und neunziger Jahren fasste man unter dem Begriff »Kollektivtrauma« die Erinnerungen von Holocaust-Überlebenden zusammen und verband damit das Versprechen, die Opfer durch politische Anerkennung zu »stärken«.²

Nur am rechtsextremen politischen Rand, der jedes Jahr im Februar zum Gedenken an die Bombardierung Dresdens 1945 mit Plakaten gegen den »Bomben-Holocaust« demonstriert, gibt es Leute, die das Leid deutscher Zivilisten mit dem der Opfer nationalsozialistischer Vernichtungspolitik gleichsetzen. Und selbst diese Provokation ist weit entfernt vom unverbesserlichen Nationalismus im Westdeutschland der fünfziger Jahre, das deutsche Soldaten für ihr heldenhaftes »Opfer« in Ehren hielt, während es für die deutschen »Gräueltaten« eine Handvoll eingefleischter Nationalsozialisten, insbesondere SS-Leute, verantwortlich machte. Diese bequeme Kalter-Krieg-Ausrede von der »guten« Wehrmacht und der »bösen« SS – mit der die Wiederaufrüstung Westdeutschlands als Vollmitglied der NATO Mitte der fünfziger Jahre untermauert wurde – war Mitte der neunziger Jahre nicht länger haltbar. Einen nicht unerheblichen Anteil an dieser Entwicklung hatte die Wanderausstellung »Verbrechen der Wehrmacht«, die von einfachen Soldaten aufgenommene Fotografien öffentlicher Hinrichtungen und Massenerschießungen zeigte. Mindestens seit den achtziger Jahren hatte auch die Wissenschaft zur Schärfung des öffentlichen Bewusstseins für diese finstere Geschichte beigetragen, indem sie die Beteiligung der breiten Bevölke-

rung an deutschen Kriegsverbrechen immer eingehender erforschte. Die öffentliche Ausstellung privater Aufnahmen, die Soldaten neben den Bildern ihrer Kinder und Ehefrauen in ihren Uniformtaschen bei sich getragen hatten, löste starke Reaktionen aus, besonders in Österreich und in den neuen Bundesländern, wo man bis in die neunziger Jahre offene Debatten über solche Themen weitgehend vermieden hatte. Daraufhin kam es wiederum zu Gegenreaktionen, und als sich die Aufmerksamkeit auf deutsche Frauen und Kinder als Opfer britischer und amerikanischer Bombardierungen oder Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten richtete, fürchteten manche Kommentatoren ein Wiederaufleben der Konkurrenz um nationales Leid, wie sie in den fünfziger Jahren geherrscht hatte.³

Stattdessen entwickelten sich die beiden emotional stark besetzten Kriegserzählungen weiter parallel und völlig separat voneinander. Trotz des gemeinsamen moralischen Bewusstseins, das in der Entscheidung zutage trat, im heutigen Zentrum Berlins ein großes Holocaust-Mahnmal zu errichten, besteht in der Erörterung dieser Zeit bis heute eine tiefe Spaltung: Deutsche gelten weiterhin entweder als Opfer oder als Täter. Als ich die öffentliche Gewissenserforschung verfolgte, die den 60. Jahrestag des Kriegsendes 2005 in Deutschland begleitete, fiel mir auf, dass Wissenschaftler und Medien angesichts der Notwendigkeit, heute die richtigen Lehren aus dieser Vergangenheit zu ziehen und politische Prozesse und Strukturdefizite zu untersuchen, eine der wichtigsten Aufgaben historischer Forschung vernachlässigt hatten: nämlich zuerst und vor allem die Vergangenheit zu *verstehen*. Insbesondere haben Historiker nicht gefragt, wie Deutsche damals über ihre Rolle redeten und dachten. Inwieweit sprachen sie beispielsweise darüber, dass sie mit ihrem Kriegseinsatz und dem Tragen der Kriegslasten ein Regime unterstützten, das Völkermord beging? Und wie veränderten die Schlussfolgerungen, die Menschen damals zogen, ihre Einstellung zum Krieg insgesamt?

Man könnte meinen, dass solche Gespräche während des Krieges in einem Polizeistaat unmöglich gewesen wären. Aber tatsächlich begannen Deutsche im Sommer und Herbst 1943, unverblümt in der Öffentlichkeit über den Mord an den Juden zu sprechen und ihn mit den Bombenangriffen der Alliierten auf deutsche Zivilisten in Zusammenhang zu bringen. In Hamburg war festzustellen, »daß das einfache Volk, der Mittelstand und die übrigen Kreise von sich aus wiederholt Äußerungen un-

ter vier Augen und selbst in größerem Kreise machten, die die Angriffe als Vergeltung gegen die Behandlung der Juden durch uns bezeichneten«. In Schweinfurt war ebenfalls weithin die Meinung zu hören, »daß die Terrorangriffe eine Auswirkung der durchgeführten Maßnahmen gegen die Juden sind«. Nach dem zweiten amerikanischen Bombenangriff auf die Stadt im Oktober 1943 blieb die Stimmung niedergedrückt, und manche beklagten sich unverhohlen, »daß wenn wir die Juden nicht so schlecht behandelt hätten, wir unter den Terrorangriffen nicht so leiden müßten«. Solche Ansichten wurden dem Reichssicherheitshauptamt und der Partei-Kanzlei damals nicht nur aus allen größeren deutschen Städten gemeldet, sondern selbst aus Rothenburg ob der Tauber im ruhigen fränkischen Hinterland. Äußerungen über Bombardierungen und deutsche »Maßnahmen gegen die Juden« hatten sich also bis in Teile des Deutschen Reichs ausgebreitet, die keine oder nur wenige Bombenangriffe erlebt hatten.⁴

Als ich das erfuhr, war ich erstaunt. Ich wusste bereits, dass die in der Nachkriegszeit verbreitete Behauptung, nichts gewusst und getan zu haben, eine bequeme Ausrede war. Neuere Forschungen zeigten, dass während des Krieges in Deutschland zahlreiche Informationen über den Völkermord kursierten. Sie sickerten auf vielfältigen Wegen durch: über Briefe und Fotos von der Front, durch Gespräche von Soldaten auf Bahnfahrten und im Heimaturlaub, durch die Familien von SS-Leuten, durch Bahnbeschäftigte und andere Augenzeugen wie auch über die deutschsprachigen BBC-Sendungen und die Presse des neutralen Auslandes. Aber ich hatte ebenso wie andere Historiker angenommen, solches Wissen sei diskret im engsten Familien- und Freundeskreis weitergegeben worden und nur in Form anonymer Gerüchte darüber hinausgedrungen. Wie hätte der Holocaust zum Gegenstand öffentlicher Erörterung werden können? Schließlich wurden solche Gespräche von derselben Geheimpolizei überwacht und analysiert, die in den vorangegangenen beiden Jahren die Deportation und Ermordung der Juden organisiert hatte. Noch seltsamer ist, dass Heinrich Himmler, der Reichsführer-SS und Chef der deutschen Polizei, noch zwei Monate *nach* dem Eintreffen solcher Berichte gegenüber SS-Offizieren behaupten konnte, nur sie seien in die Vernichtung der europäischen Juden eingeweiht und sollten »das Geheimnis mit ins Grab« nehmen. Wie war dieses angebliche Geheimnis also gelüftet worden? In den vergangenen 25 Jahren hat der Holocaust in

unserem Denken über die nationalsozialistische Diktatur und den Zweiten Weltkrieg eine zentrale Stellung eingenommen. Das ist jedoch eine relativ junge Entwicklung, die uns nichts darüber sagt, wie die Deutschen damals über ihre eigene Rolle dachten.⁵

Am 18. November 1943 notierte Hauptmann August Töpferwien in seinem Tagebuch, er habe »furchtbare angeblich authentische Einzelheiten darüber gehört, wie *wir* in Litauen die Juden (vom Säugling bis zum Greis) ausgerottet haben!«. Schon 1939 und 1940 hatte er Gerüchte über Massaker erwähnt, die allerdings kein solches Ausmaß hatten. Diesmal versuchte Töpferwien die grauenhaften Tatsachen moralisch einzuordnen und fragte sich: »Wer darf in einem Kriege nach gesittetem Denken getötet werden?« Feindliche Soldaten, hinter den deutschen Linien kämpfende Partisanen und »in grundsätzlich eng begrenztem Umfang der nicht kämpfende Zivilist im Vergeltungsakt« konnten nach seinem Empfinden mit einer gewissen rechtlichen Legitimation getötet werden. Aber vier Tage später, am 22. November, gestand er sich ein, dass das Vorgehen gegen die Juden in eine ganz andere Kategorie fiel: »Wir vernichten nicht bloß den gegen uns kämpfenden Juden, wir wollen dieses *Volk* als solches buchstäblich ausrotten!«⁶

Von Anfang an hatte der gläubige Protestant und konservative Studierat Dr. August Töpferwien Bedenken gegen Hitlers brutale Kriegführung gehegt. Offenbar stand er für eine moralische und politische Entfremdung vom Nationalsozialismus, die sich nicht nach außen in Widerstand äußerte, sondern in einem gewissen Maß an Nonkonformität und einem »inneren« Rückzug von den Appellen und Anforderungen des Regimes. Aber existierte ein solcher sicherer geistiger Hafen überhaupt? Sind alle Zweifel, die in Briefen an Familienmitglieder und in Tagebüchern geäußert wurden, Zeichen innerer Opposition, oder zeugen sie bloß von den eigenen Unsicherheiten und Nöten des Schreibers? Tatsächlich diente August Töpferwien bis in die letzten Kriegstage loyal in der Wehrmacht. Persönliche Tagebücher wie seines ermöglichen uns auszuloten, welche unabhängigen geistigen Ressourcen Deutsche für die Einschätzung ihrer Lage und als Orientierung für ihre Reaktion auf die laufenden Ereignisse besaßen. Nachdem Töpferwien sich eingestanden hatte, »wir wollen dieses *Volk* als solches buchstäblich ausrotten«, verstummte er. Dieses gewichtige Eingeständnis konnte er nicht mit seinem Nationalismus und mit seiner Überzeugung in Einklang bringen, dass Deutschland im Osten

eine zivilisatorische Mission erfüllte und Europa gegen den Bolschewismus verteidigte. Er kam in seinem Tagebuch nicht wieder auf die Ermordung der Juden zurück, bis er im März 1945 schließlich – erstmals – zu begreifen begann, dass Deutschland vor der unabwendbaren totalen Niederlage stand: »So führt eine Menschheit Krieg, die gottlos geworden ist. Die russischen Bestialitäten im deutschen Osten – die Terrorangriffe der Angloamerikaner – unser Kampf gegen die Juden (Sterilisierung der gesunden Frauen, Erschießung vom Säugling bis zur Greisin, Vergasung jüdischer Transportzüge)!« Auch wenn ihm die bevorstehende Niederlage nun als eine Art göttlicher Strafe für das erschien, was die Deutschen den Juden angetan hatten, fand Töpferwien doch eindeutig, dass diese Taten nicht schlimmer waren als das, was die Alliierten den Deutschen antaten.⁷

Im Sommer und Herbst 1943 veranlasste ein drohender Untergang anderer Art Zivilisten an der Heimatfront, so unverhohlen über die deutsche Verantwortung für die Ermordung der Juden zu reden. Vom 25. Juli bis zum 2. August 1943 war Hamburg einer Serie von Bombardierungen ausgesetzt, die einen gewaltigen Feuersturm auslösten. Die Hälfte der Stadt wurde zerstört, und 34 000 Menschen starben. Viele Deutsche empfanden dieses Ereignis als Apokalypse. Das »Gefühl der Sicherheit« sei wegen der nachweislichen Bedrohung größerer Städte in ganz Deutschland »urplötzlich zusammengesackt« und großer Bestürzung gewichen, berichtete der SS-Sicherheitsdienst. Am ersten Tag des Feuersturms, dem 25. Juli, kam es weiter entfernt zu einem anderen wichtigen Einschnitt: Der italienische Diktator Benito Mussolini wurde nach einundzwanzigjähriger Herrschaft in einem unblutigen Putsch gestürzt. Schon bald brachten Deutsche diese beiden Ereignisse miteinander in Verbindung. In den folgenden fünf Wochen gab es, Meldungen zufolge, unverblümete öffentliche Diskussionen, dass es vielleicht die »beste« oder sogar »letzte« Möglichkeit zu einem »Separatfrieden« mit den westlichen Alliierten sei, wenn man dem italienischen Beispiel folgen und das nationalsozialistische Regime durch eine Militärdiktatur ersetzen würde. Für die NS-Führung deuteten solche Meldungen offenbar darauf hin, dass die Kampfmoral in der Zivilbevölkerung erneut zusammenbrechen und die Kapitulation und Revolution vom November 1918 sich wiederholen könnten. Tatsächlich dauerte die Krise aber nur kurze Zeit. Anfang September 1943 war sie bereits vorüber, als das Regime in die Zivilverteidigung in-

vestierte und Massenevakuierungen aus den Städten organisierte. Mit der Besetzung großer Teile Italiens stabilisierte sich auch die militärische Lage der Wehrmacht, und schließlich setzte die Gestapo durch, dass gegen solches »defätistisches« Gerede selektiv hart durchgegriffen wurde.

Diese öffentlichen Äußerungen über die deutsche Verantwortung für die Ermordung der Juden erwuchsen ebenso wie Töpperwiens private Überlegungen aus einem tiefgreifenden moralischen und körperlichen Unbehagen, das sich einstellte, als die unablässigen britischen Luftangriffe weit über die tatsächlich bombardierten Städte hinaus für ein Gefühl der Wehrlosigkeit sorgten. Obwohl die von den Bombardierungen Hamburgs ausgelöste politische Krise nur kurz währte, hatte sie doch langfristige Auswirkungen. Denn sie brachte tiefsitzende Ängste zum Vorschein und gab für spätere Krisensituationen bestimmte Muster der öffentlichen Auseinandersetzung und Interpretation vor, in denen Deutsche das Eingeständnis ihrer Schuld und die Angst vor Vergeltung mit dem Empfinden verquickten, selbst Opfer zu sein.⁸

Bei deutschen Juden bestimmte der fortschreitende Holocaust unweigerlich die Wahrnehmung des Krieges. Bei nichtjüdischen Deutschen war es genau umgekehrt: Sie beschäftigte in erster Linie der Krieg, und ihre jeweilige Sicht dieses Krieges lieferte die Folie für ihre Einordnung des Völkermordes. Aus dem extremen Ungleichgewicht, das zwischen der Macht und den Entscheidungsmöglichkeiten von Juden und Nichtjuden in Deutschland herrschte, erwuchsen also gegensätzliche Deutungen derselben Ereignisse, die sich in grundlegend unterschiedlichen Hoffnungen und Ängsten äußerten. Dieses Problem hat meine Herangehensweise an eine Darstellung der Geschichte Deutschlands im Zweiten Weltkrieg bestimmt. Während andere Historiker die Maschinerie des Massenmordes beleuchtet und erörtert haben, wie oder warum der Holocaust stattfand, befasse ich mich stärker mit dem Phänomen, wie die deutsche Gesellschaft das Wissen um den Holocaust als vollendete Tatsache begriff und hinnahm. Wie wirkte sich die allmählich durchdringende Erkenntnis, dass die Deutschen einen völkermörderischen Krieg führten, auf sie aus? Oder umgekehrt gefragt: Wie prägte der Krieg ihre Wahrnehmung des Genozids?

Äußerungen, die die Bombenangriffe im Juli und August 1943 verstanden als eine Bestrafung durch die Alliierten oder als »jüdische Vergeltung« für das, »was wir den Juden angetan haben«, belegen, dass die

Bevölkerung die unablässige Propaganda, die diese Bombardierungen – besonders im ersten Halbjahr 1943 – als »jüdische Terrorangriffe« hinstellte, allgemein akzeptiert hatte. Zum Entsetzen von Goebbels und anderen führenden Nationalsozialisten ließen solche Überlegungen zugleich jedoch merkwürdige Anflüge von Selbstvorwürfen erkennen. Aus den Erklärungsmustern sprach unterschwellig der Wunsch, diesen für beide Seiten zerstörerischen Kreislauf zu durchbrechen, da nun deutsche Städte dem Erdboden gleichgemacht wurden. Aber die »durchgeführten Maßnahmen gegen die Juden«, wie die Berichtersteller des Sicherheitsdienstes sie beschönigend nannten, lagen bereits in der Vergangenheit: Die europaweite Deportation der Juden hatte im vorangegangenen Jahr stattgefunden. Unter dem Eindruck des Feuersturms von Hamburg stellten sich Deutsche aller Schichten die Frage, ob es ein Fehler war, die Juden ermordet zu haben. Eine solche Krise hatte ganz reale und bleibende psychische Auswirkungen.

Manichäische Metaphern wie »entweder/oder«, »Sein oder Nichtsein«, »alles oder nichts«, »Sieg oder Untergang« entsprangen im Deutschland einer langen rhetorischen Tradition. Seit der Niederlage 1918 hatten sie in Hitlers Ideen eine zentrale Rolle gespielt und vorher bereits im Anschluss an Kaiser Wilhelms »Erklärung an das deutsche Volk« vom 6. August 1914 einen Grundpfeiler der Erster-Weltkriegs-Propaganda gebildet. Aber dieser apokalyptische Ausblick war keineswegs das, was Hitlers Herrschaft in den dreißiger Jahren oder selbst in den ersten Kriegsjahren populär gemacht hatte. Erst ab Mitte des Zweiten Weltkriegs wurde die deutsche Gesellschaft für eine solche Denkweise empfänglicher. Als sich das Blatt für Deutschland wendete, entsprach die extremistische Rhetorik mit einem Mal anscheinend dem gesunden Menschenverstand. Nach den »Terrorangriffen« der Alliierten erlangte die grundlegende Existenzbedrohung von »Sein oder Nichtsein« eine beunruhigende Realität. Was im Sommer 1943 die Krisenstimmung schürte, war eine weitverbreitete Angst, dass die Deutschen den Konsequenzen eines rücksichtslosen rassistischen Krieges, den sie selbst angefangen hatten, nicht entgehen konnten. Um diese Krise zu überwinden, mussten sie nicht nur ihre früheren Erwartungen und Prognosen über den Krieg aufgeben, sondern auch traditionelle moralische Hemmungen über Bord werfen und sich über bestehende Vorstellungen von Anstand und Scham hinwegsetzen. Deutsche brauchten keine Nationalsozialisten zu sein, um für ihr Land

zu kämpfen, mussten aber wohl oder übel erkennen, dass es unmöglich war, von der Skrupellosigkeit dieses Krieges und der apokalyptischen Stimmung, die er erzeugte, unberührt zu bleiben.⁹

Die Erkenntnis, dass Krisen während eines Krieges zu einer Umwälzung und Radikalisierung gesellschaftlicher Wertvorstellungen führen können, hat grundlegende Auswirkungen auf unser Verständnis der Beziehung zwischen dem nationalsozialistischen Regime und der deutschen Gesellschaft. In den vergangenen 30 Jahren sind die meisten Historiker von der Annahme ausgegangen, Krisen, wie sie nach dem Feuersturm von Hamburg oder einige Monate zuvor nach der Niederlage der 6. Armee bei Stalingrad auftraten, hätten die Stimmung in der deutschen Gesellschaft unwiderruflich in Defätismus kippen lassen: Die Mehrheit der Bevölkerung habe sich zunehmend von allem abgewandt, wofür das nationalsozialistische Regime stand, und habe sich nur noch durch Terror bei der Stange halten lassen. Tatsächlich gibt es keine Kennzahlen, die einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen sinkender Zustimmung und zunehmender Repression in der Mitte des Krieges belegen würden: Die Zahl der von Gerichten verhängten Todesurteile stieg zwar von 1941 bis 1942 drastisch von 1292 auf 4457 – aber das war bereits vor der Niederlage von Stalingrad. Deutsche Richter reagierten damit nicht etwa auf wachsende Opposition und Unzufriedenheit in der Bevölkerung, sondern auf Druck von oben, besonders von Hitler, härter gegen Wiederholungstäter vorzugehen, was gewöhnlich Kleinkriminelle traf. Dabei handelte es sich zugleich um Rassenjustiz, da polnische und tschechische Zwangsarbeiter in Deutschland einen überproportional hohen Anteil an den zum Tode Verurteilten und Hingerichteten ausmachten. Erst im Herbst 1944, als die alliierten Truppen vor den deutschen Grenzen standen, waren »gewöhnliche Deutsche« einer wachsenden Welle von Repressionen ausgesetzt, wobei sich die schlimmsten Terrorerzesse auf die Endphase der Kämpfe im März, April und in der ersten Maiwoche 1945 beschränkten. Selbst in diesen letzten Zuckungen der Diktatur konnte die massenhafte Gewalt die deutsche Gesellschaft nicht unterkriegen und zum Schweigen bringen: im Gegenteil – viele Deutsche empfanden sich weiterhin als loyale Patrioten, die aber gerade deshalb auch das Recht hatten, Fehler der Nationalsozialisten öffentlich zu kritisieren, denn in ihren Augen hatte ihre Treue einiges Gewicht, und zwar bis zum bitteren Ende des Krieges.¹⁰